

Berliner Familien-Zeitung

Das Maß des Masses VON VICTOR HELLING

[10. Fortsetzung.]

[Nachdruck verboten.]

Der Sekretär machte einen spitzen Mund, als wenn er pfeifen wollte. „Ein Gesicht wie ein dummer Auzupf“, dachte Paul Pfüllmann. „Die Heberaufzucht für den jungen Mann möchte in der Tat nicht klein sein. Sein Kopf verschwand schnell wieder.“

Bernhard Küttwein sprach mit dem Leiter des bekannten Reichsverbandes. Die Fragen waren schon in einem zurückliegenden Gespräch hin und her gegangen. Jetzt sollte ihm der endgültige Bescheid werden. Weniger aus den abgedachten Worten als aus seines Schwagers Haltung konnte Paul Pfüllmann entnehmen, daß alles so kam, wie er vorausgesetzt hatte: Mann Schwann, der seine seltsame Vertrauensstellung einer warmen Empfehlung des Reichsverbandes in allererster Linie verdankte, ward als gemeiner Schwindler und Unverfälschter entlarvt. Niemals hatte er in Diensten des Reichsverbandes Direktors gehalten. Die Luftschiffahrt schloß kein Verbrechen aus.

Bernhard Küttwein legte den Hörer auf die Gabel.

„Ach, wohl, Paul“, sagte er. „Es soll mit nichts eripart bleiben. Mit Lobmann werde ich noch in dieser Stunde abrednen.“

„Wie du weißt... der Dursch kommt lieber zu glimpflich weg.“

Bernhard Küttwein machte nur eine abwehrende Handbewegung. Dann war er allein. Die letzte Hoffnung, an die er sich geklammert hatte, war dahin. Gräfinne Buchholz hatte sich also nichts aus den jüngeren gesagt. Lobmann hatte als Werkzeug derselben Rache und Unverfälschtheit eines Wahnsinnigen gebietet, wie sie selbst. Denn wie der wahnsinnige Brutus Edehart ihm einen Spion ins Haus geschickt hatte, so war durch diesen wieder die Bekanntschaft zwischen dem Schwager und der jungen Buchholz vermittelt worden. Ein schändliches Spiel, wie es nur unerfährlicher Höflichkeit erfinden konnte.

Gräfinne Buchholz, in der — wenn Paul Pfüllmann recht behielt die Liebe zu dem Mann, an den sie verkauft worden war, die Oberhand gewonnen hätte, hatte das grausam erdachte Spiel durchkreuzt. Ihr offenes Gehörnis hatte verriet, daß Köhmann mit Brutus Edehart unter einer Decke stünde, daß sie selber dazu ausersehen worden war, Paul Pfüllmann zu umgarnen, dessen Hebelbedürfnisse Herz man gefaßt hatte. Umgarnten hatte sie ihn lassen, Geheimnisse aus ihm herauszulesen, die sonst nicht aufzudecken waren... alles, um ihn und alles bloßgelegt, was mit dem Namen Küttwein und Pfüllmann zusammenhing. Alles, um ihn, Bernhard Küttwein, zu schädigen, zu vernichten, ins Herz zu treffen! Die junge Buchholz hatte die Rolle der biblischen Dalila zu spielen gehabt. Der Wahnsinn hatte Methode. O, sie verstanden es, sein Haus und seinen Namen zu zerstören. Kein Mittel vor dem Haßgeblendeten niedrig und gemein genug.

Denn dies war vernehmbar, daß nun der Tod zu hatte gezogen können. In dem Tage, wo Brutus Edehart nach Garmisch gekommen war, um den toten Sohn zu holen, war der grimme Drang, Rache zu üben, dozugerettet. Die Frau hatte beide Triebe geführt... Jene Unselige, die ihren eigenen bitteren Haß dem des Mannes hinzugefügt hatte.

Bernhard Küttwein behaftete die Augen. Da waren sie wieder, die Bilder einer weit zurückliegenden Zeit, die so oft ungerufen kamen. Denn gar zu genau konnte er heid, den Mann wie das Weib, die ihm heimlich geflüchten hatten. Unerschütterlich war noch das Weib; es mochte die Pfeile für den Mann sein, wenn er einmal Mißtraue machte, in seiner Unverfälschtheit nachzulassen. Sie vergaß nicht. Der Tod des Sohnes, den verschuldet zu haben sie ihm in Garmisch in die Obhut geschickt hatte, hatte die Luft aufs neue aufgerissen. Es war müßig, darüber zu grübeln, was die Vitterkeit und Unverfälschtheit von Hanna Edehart mehr schützte: das Bemühen, daß der berrliche Reichsverband, das Bemühen, die Treue anzufassen, oder, wie frei zu sein — oder weil sie ihm die Schuld am Tode des Sohnes gab, der nicht die Züge des Vaters Brutus Edehart trug und niemals, niemals, niemals großes Mann hätte werden können!

Bernhard Küttwein spielte ein Willen in der Regel, wenn er an jene Tage von Garmisch dachte. Er mußte noch heute die Säbne aufeinander beigen, wenn ihm die Erinnerung die Bilder von einst heraufbeschwor.

Und sein Gedächtnis war gut. Mit grauemem Deutlichkeit, daß seine Farbe auf den Bildern öftmählich behaftet war, zeichnete ihm die Erinnerung die Tage des Trenns und der Schuld. Nicht schuldlos trug er Hanna Edeharts brennenden Haß.

Sie waren jung, beide. Und die Hanna Küttwein, des Kantinenwirts einziges Tochter, war ein feisches und ordentliches Mädel gewesen. Allabendlich, oft nur kurz, miteinander länger, hatten sie bei ihr gefessen, wenn sie am Tisch mit Stridfrumpf oder Hüselgarn saß. Schöner war sie, als der große Neubau auf der Werk begann und Bernhard Küttwein und Brutus Edehart, beide zwanzig-jährig, als Schloffer nebeneinander gestanden und zugleich mit dem Eisen ihre ersten vermögenden Pläne geschmiedet hatten. Zwei Karle, gerade sie beide, die zueinander paßten wie Schraube und Mutter, und sich noch Schwann der Genossen von früher Stunde an unterschieden. „Die Projekt-macher“ nannten die anderen sie, und der Spitzname blieb ihnen, so lange sie in Küttweins Kantine verkehrten und debattierten. Es war eine große Zeit, in der es fochte und brauste und Blüten trieb. Kaffale hatte die deutsche Sozialdemokratie zu ihrer ersten Bedeutung erhoben. Ihre linker Flügel hatte sich als sozialdemokratische Arbeiterpartei in den heißen Augusttagen von 1909 konstituiert und schloß sich der „Internationalen“ an. Die ersten Verbandstage wurden befristet, die Arbeitergruppen gesammelt, mit gesteigerter Leidenschaft wurde die mündliche Agitation begonnen. In das Garmisch der hoch und höher gehenden Jüten waren sie beide gerufen. Edehart war Küttwein, beide tranken sie herauscht von dem lebendigen sprudelnden Quell, eiferen sie gegen die Ingerichtigkeit der bestehenden Gesellschaftsordnung und ihr altheres Kobensge, beide schmeieten sie die Waffen für ihre, bald genug von einer nachgewordenen politischen Polizei beschnitten Partei. Sie weiterteten, untreue helle Köpfe unter ihren Kollegen, ihre Zueignung für die neue Sache darjutan. Was tief in die Nacht, wenn die Schornsteine längt den letzten Rauch verhaucht hatten, schrieben und jubelten sie, eifrig bemüht, sich weiter zu üben. Schließlich erkannte, daß oberflächliche Schicksbare in Verbindung mit dem ihr meist zugewandten Weibschicksal der Sache nur schaden konnte. In den fleißig besuchten Versammlungen, in denen Brutus Edehart mehrmals als „Referent“ fungierte, erlebten sie genug abschreckende Beispiele, hörten sie manchen sinnlosen und maßlose Reden halten, die ihnen nur infoweit eine gute Elementarschule waren, als der Wortschwall der Anprachen ihre Physiologie herbeiführte. Um diese Zeit schrieb Bernhard Küttwein ein revolutionäres Drama. Sobald ein Auftritt fertig war, las er ihn dem aufmerksamen lauschenden Besatz vor. Und noch etwas anderes taten sie lange Zeit brüderlich miteinander: ihre Deregung für die blonde Hanna Küttwein. Und in gleicher Kameradschaft ging keiner von ihnen darauf aus, dem anderen bei der den Rang abzulaufen.

Nur, daß es bei der gemeinsamen, süßen Liebe nicht lange bleiben sollte. Die Hanna hatte ihre Entschonung schon getroffen, bevor die beiden Werk- und Parteigenossen richtig inne wurden, daß sie mit dem Feuer spielten.

Eines Abends legte sie um Bernhards Hals gärtlich ihre weichen, runden Mädchenarme. Und nun spannt die Liebe ihre weichen Fäden um zwei junge Herzen.

Gegenüber dem Kameraden aber kam sich der also Begünstigte vor, wie ein Zerknirschter der über Brutus Edehart ließ sich nicht anmerken, was er dachte. Er schmeiet sein Gefellen und erklärte, es müsse das so sein, er habe nun lange genug auf der Werkstofferei gearbeitet. Er zeigte auch einen Brief, aus dem hervorzog, daß ihn der Redakteur der in Hürtro ererscheinenden „Lagewacht“ als Mitarbeiter haben wollte. So schien sein Schreden von langer Hand vorbereitet war mit der Wendung der Dinge nicht im Zusammenhang zu stehen.

Ihre Bernhard Küttwein sah den Dingen auf den Grund und antwortete, wie es im Inneren des anderen ausgab. „Zwei Wünsche hält ich nur auf dem Herzen“, sagte Edehart beim Abschied: „daß du die Hanna glücklich machst, wie sie's verdient. Zum andern, daß sich im Glück dein politischer Standpunkt nicht verändere.“

Wenige Wochen später, als Bernhard Küttwein in Gestalt eines Schiffingenieurs nach dem Thames-Ton-Works bei London, wo ein paar Jahre zuvor die Panzerregate des Deutschen Reiches, „König Wilhelm“, vom Stapel gelaufen war. Von England sollte es nach der Werk in Danzig gehen. Er sah Wunder und Abenteuer und bekam wache Augen. Vieles, was er für groß gehalten, sank vor ihm in Kleinheit und Kleinlichkeit zusammen. Er prüfte sein bisheriges Leben, dessen Enge er entkommen war. Er überdachte seine Liebe zu Hanna Küttwein, und es wurde ihm bestimmter. Sie war ungeschickel, und als er sich dessen bewußt wurde, war die Sehnsucht nach ihr bereits gefordert. Es folgte, ehe das Jahr hinging, ein Wiedersehen, aber nichts war mehr wie einst, und auch sie merkte schnell, daß er ein ihr fremder geworden war. Schon aus seiner Stimme Hang ihr

der leise Mifton einer zergrungenen Glocke entgegen.

Sein junges Leben trug einen großen, gewaltigen Mifton in sich. Er hatte eine Anstellung in Berlin angenommen. Man kannte die firma. Aufstiege Elemente wurden dort nicht geuldet. Die Genossen folgten ihm mit gespannt, mißtrauischen Blicken. Er entwand sie ihnen. Mit einem Schlage zerbrach er dann die Fesseln, die ihm zu erziehen trachteten. Er brach mit den Parteigenossen, er kam mit Hanna Küttwein zum Ende.

Und dann tapferte er sich in die wiedergewonnene „Freiheit“... Und die Jahre gingen, Fritz Pfüllmann nähte die gefichte Hand und den scharfen Verstand des Jüngeren. Unter seiner Schöpfensfreudigkeit wuchs die anfänglich kaum beachtete Maktler Schrift, allertens vom Glück verfolgt, in einer bis dahin unerhörten Geschwindigkeit aus ihren Kinderstuben heraus. Jetzt umdeten sich drei Jahrzehnte, seit dem Tage, wo er Hermine mit Fritz Pfüllmann zur Gattin erheben hatte... Mühe und Arbeit waren die langen Jahre gewesen, auch Reichtum und Erfolge hatte sie gebracht — aber die Sorge war grau oft mit Bernhard Küttwein durch die Tage gegangen. Es war nicht das eriemal, daß er sorgenschwer wie heute den Kopf in den Händen hielte. Und nicht nur in stillen Nächten suchten ihn die Schatten der Vergangenheit heim. Es hatte einen Tag gegeben, da schlug es ihm wie mit Eisenhämmern in der Brust.

(Fortsetzung folgt.)

Die Straßenbeleuchtung in alten Berlin

Bänst Jagen durften andere Städte von der einstigen Größe und Bedeutung des alten Berlin einer kesselförmigen Straßenbeleuchtung sich rühmen, als die Gassen und Plätze der nachmaligen deutschen Reichsmetropole, in denen des Tages so reges Leben strömte, noch allabendlich in schwärzendes Dunkel gehüllt waren. Wenn der Mond mit seinem fahlen Licht zwischen den hohen Giebeln der Häuser nicht hindurchschien, dann mußte der strahlende Stern, ferste er abends oder zu nächstlicher Stunde vom Dämmerschoppen heim, selbst für die Beleuchtung seines Weges Sorge tragen. Dem Zweck der abendlichen Wegbeleuchtung dienten bis zum 17. Jahrhundert einfache Jadeln aus Holz, Kien oder Beschlicht.

Wie es im Jahre 1826, also vor nahezu hundert Jahren, mit der öffentlichen Beleuchtung in Berlin befaßt war, beschreibe ich Wochenblatt jener Zeit in der Nummer vom 27. Januar 1826, dem wir folgende Stellen entnehmen: „Sie (d. h. die Laternen selbst) sind untreue Jester in der möglichsten besten Verfassung. Auch wäre es wünschenswert, daß die Laternen selbst, wenn man, so wie sie da sind, noch einen höheren Grad von Ergiebigkeit wünschte, nicht mehr leisten sie alles, was man von ihnen erwarten und fordern kann. Auch haben wir wohl keine Ursache, darüber zu klagen, daß sie selten oder nicht früh genug angezündet werden. Man hat mit einer nichts zu wünschen übrig lassenden Überalität auch diese Verlangen, das sonst wegen der Armut und der Bedürfnisse der Erleuchtungslasse nicht erfüllt werden konnte, zu erfüllen und immer beständiger vorzugehen, daß die Beleuchtung Berlins einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht. Wohl aber ist es ein höchst überflüssig, daß die Laternen jetzt mehr träfeln als sonst. Auch die beste Wiedelampe, wenn sie gelötet ist, läßt da, wo sie ist, bald Licht durch. Auch träfeln viel Del aus dem weit vorgeleiteten Rohre. Da nun trotz der beschriebenen Vorrichtung die Laternen nicht immer gebrannt werden, auch nicht wohl nicht völlig möglich ist, so muß der Celtrapfen, der wegen der starken Kohärenz nicht kein zu sein braucht, feinstrecht von der Lampe durch die Öffnung auf die Kletter und die Güte der Vorübergehenden fallen, und diese, vorzüglich bei hellen Jagen, glänzlich verderben. Die nun aber hellen Jagen, die sich nicht es da keine Hilfe als — Verzicht. Ich mache die edlen Frauen Berlins darauf aufmerktsam, mögen sie den Gang gerade unter den Laternen vermeiden und sich entweder ein wenig mehr nach rechts oder links fortbewegen.“

Dann aber kam ein Umstchwung. Es war an dem in der Geschichte des Berliner Straßenwesens denkwürdigen 19. September 1826, als die „Linden“ sich der ersten Gaslichter zu erfreuen hatten. London, Paris, Wien und sogar Hambur hatten schon lange ihre Gasbeleuchtung, aber Berlin konnte sich damit nicht so schnell befreundet. Erst am 21. April 1825 schloß das Ministerium des Innern und das Berliner Polizeipräsidium mit der Imperial-Continental-Gas-Association einen Vertrag ab, nach dem diese Beleuchtung der „spezialenterten“ Teile Berlins, innerhalb der Stadtmauer, mit Gas zu versorgen hatte und gleichzeitlich auch die Verpfichtung übernahm, an Verlangen die öffentlichen und privaten Gebäude mit Gaslicht zu versehen. Nun gab es für Berlin die ersten Buddeleien, die seit jener Zeit traditionell geworden sind und gerade gegenwärtig einen Umfang angenommen haben, der eine Steigerung kaum zuläßt.

Zuerst wurden 1780 Gaslaternen gesetzt; neben diesen führten aber 360 Cellaternen ihre bespau-

liches Dasein weiter. Erwähnenswert ist es, daß bei der Gaseinführung in Berlin die Regierung die Initiative ergreifen mußte und über die Röhre die Gaslaternen und Stadterleuchtungverfassung hinweg den Vertrag mit der englischen Gasgesellschaft abschloß, denn die städtischen Gasgesellschaften waren für einen derartigen Fortschritt nicht zu begeistern. Nicht günstige Bedingungen stellten zuerst die schlaun Engländer den Privatnehmern. Infolgedessen wußte der Gasbetriebsverein, an-gehende Röhre aber kam bald nach dem, es erfolgte mehrfach eine Erhöhung der Gaspreise. Da die Engländer das Monopol hatten, war jeder Wettbewerb ausgeschlossen. Die Inangriffnahme wuchs daher mehr und mehr, und endlich ermannte auch die städtischen Gasgesellschaften aus ihrer Fehlgarig: eine königliche Rabinetsorder vom 6. September 1844 genehmigte der Stadtgemeinde Berlin eine Anleihe von 1/2 Millionen Taler zur Begründung der ersten Gasanstalt in Berlin. Nach Ablauf des Vertrages mit der englischen Gasgesellschaft, der auf 21 Jahre lautete — am 1. Januar 1847 — nahm die Stadt die öffentliche Beleuchtung in eigene Verwaltung und legte in den Jahren 1845 bis 1847 die Gasanstellen am Stralauer Platz und in der Gieselerstraße an, ebenso die Gasbefeuerungsanlagen in der Georgenstraße und am Ropenplatz.

Wurde später kamen dann die großen Fortschritte in der Beleuchtungstechnik. Nicht nur, daß man die gewöhnlichen Gaslaternen durch das bedeutend hellere Röhre Gasglühlicht ersetzte, auch das elektrische Licht wurde der Stadtbeleuchtung dienbar gemacht. Es wurde nach und nach auch in den privaten Dienst und in den der Beklebung gestellt. So war die Wechselbeleuchtung bis zum Beginn des Krieges ein Erfolge. Dann aber wurden die Gaslaternen bis zum Verfall eingezogen, denn Kohlenmangel, gefahrliche Verletzlichkeit und notgedrungen Sparmaßnahme und Eingeführung machten ihre Auswirkung geltend. Auch die gesamte Beleuchtungsindustrie ist von dem Kriege gewaltig in Mitleidenschaft gezogen worden.

Neute aber kam man bereits von einem übermündeten Standpunkt freier, denn alle Anzeichen verriet, daß sie technisch und wirtschaftlich einen hohen Auf zu nehmen beginnt. Theater, Konserthalle, Cafés, Hotels und andere Unternehmungen erstrahlen wieder hell in elektrischem Licht, die Straßenbeleuchtung funktioniert wie vor zehn Jahren, nur die abseits gelegenen Straßen sind in der Beleuchtung rückständig geblieben. Wenige Straßenpläne nur dienen dort ihres lichterflühenden Antlitz und lassen die Erinnerung aufstehen an das alte Berlin. Sundfus 6. Vogt

Chicago, die Stadt der Verbrechen. In Chicago beginnen die Verbrecher der Polizei täglich nach der Kopf zu waschen. In der letzten Novemberwoche sind in Chicago 14 Morde und 33 Diebstähle vorgefallen. Die meisteinfachen unter diesen Verbrechen waren folgende: Die Ermordung des Koffiers einer großen Bank und eines elegant gekleideten unbekanntes Mannes, den man als Leiche vor der Tür einer Bar fand. Ein Student wurde, als er einen Diebstahl verhindern wollte, von einer Revolverkugel getroffen; sein Zustand ist hoffnungslos. Ein Polizist hat zwei Männer erschossen, die angeblich seine Frau belästigt haben. Ein betrunkenen (1) Reinkonten hat einen Soldaten erschossen, weil er seine Mutter schicklich niedergeschlagen, weil er seine Mutter schicklich auf allen Gebieten „führte“ ist.

Judeli verlangt



Schulze XXIV. ist wegen fälschlich chemischer Jodbrille angeklagt. Er wendet sich an den Richter. „Verzeihen Sie, verzeihen Sie etwas von Chemie.“ „Nein“, antwortet der Richter, „dafür ist der Gasverfälscher da.“ Schulze XXIV. fragt den Gasverfälscher: „Verzeihen Sie, verzeihen Sie etwas vom Gasverfälscher?“ „Nein“, antwortet der Gasverfälscher, „dafür ist doch der Richter da.“ „Sie verzeihen nichts vom Gasverfälscher, der Richter nichts von Chemie, und von mir armen Schulze verlangen Sie, ich soll beides wissen.“